



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleine ästhetische Streifzüge. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stitutionelle Entwicklung Belgiens bis jetzt eine durchaus normale gewesen, so erhält auf der andern Seite das monarchische Princip durch die Art, wie hier das Königthum durch den Kaiserkönig Leopold vertreten ist, eine Unterstützung, welche nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ein verfassungstreuer, an das System, in dessen Organismus er eines der Glieder ist, aufrichtig gläubender Fürst, der in Wahrheit über den Parteien steht, ist und bleibt, namentlich da, wo die andere Macht, das Volk, noch nicht vollkommen sicher, fest und stark auf den Füßen ist, der beste Halt in den Wirren des Staatslebens, und wir begreifen darum vollständig die Begeisterung der Belgier bei dem Jubiläum ihres Monarchen, während manche ähnlich aussehende Begeisterungsausbrüche uns weniger begreiflich sind.

Kleine ästhetische Streifzüge.

3.

Unter den nachtheiligen Einwirkungen unserer frühern Literatur auf die Gegenwart, steht in erster Reihe die Neigung der deutschen Schriftsteller, sich mehr mit ihrer Person, als mit der Sache zu beschäftigen, und auch da, wo sie eifrig bemüht sind, der Sache gerecht zu werden, wenigstens in die Färbung etwas von ihrem individuellen Wesen einfließen zu lassen. Gegen das Princip unserer classischen Schule: der Zweck des Lebens sei die harmonische Ausbildung der Persönlichkeit, würde sich wenig einwenden lassen, wenn diese Ausbildung dazu geführt hätte, die Persönlichkeit ganz zu vergessen, wie man sich ja auch im gesunden Zustand seines Körpers nicht im mindesten erinnert. Statt dessen wollte man sich aber als schöne Seele genießen und auch von andern als schöne Seele geliebt und gewürdigt sein, und so war man fortwährend genöthigt, auf das zu reflectiren, was eine reife Bildung den Menschen vergessen lehrt. Später, als die classische Kunst durch die Romantik verdrängt wurde, ging das Schöne in das Interessante über, und die Sache wurde dadurch nur noch schlimmer. Denn das Schöne kann man nur im allgemeinen Ueberblick empfinden, auf das Interessante dagegen will man in jedem Augenblick aufmerksam gemacht werden, und so hielt der Schriftsteller es nicht blos für erlaubt, mit dem lieben Publicum zu kokettiren — um uns deutsch aus-

zugesagen. Selbst das inkatholische Löwen, die Burg der Ultramontanen, hatte sich dem ungeheuren, vielleicht vorbedeutungsvollen Umschlag nicht entziehen können, denn unter den vier Abgeordneten, die es in die Kammer schickte, war wenigstens ein Liberaler. Sämmtliche Mitglieder des neuen Cabinets sind gewählt, Rogier sogar zweimal, und überhaupt ist der Partei, die jetzt die ministrielle sein wird, nichts als die Wahl in Mecheln und in Courtrai misrathen.

D. Red.

zudrücken, sondern es erscheint ihm als Pflicht eines guten Stilisten. Es ist unverkennbar, daß jetzt alle Welt sich bemüht, diese üble Neigung zu bekämpfen, statt der Person die Sache ins Auge zu fassen, oder, nach dem Kunstausdruck, die subjective Form mit der objectiven zu vertauschen. Aber Spuren von der alten schlechten Manier finden sich noch immer bei sehr begabten geistvollen Schriftstellern und auf diese wollen wir bei Gelegenheit einiger neuen Erscheinungen aufmerksam machen.

Ein neues Buch von Niehl: Die Pfälzer, ein rheinisches Volksbild (Stuttgart und Augsburg, Cotta) ist das erste in der Reihe. Um nicht ein falsches Vorurtheil zu erregen, schicken wir gleich hier voraus, daß wir es mit einem guten, ebenso unterhaltenden als lehrreichen Buch zu thun haben; einem Buch, das gegen die Naturgeschichte des Volks ein großer Fortschritt ist. Daß Niehl gut sehn und das Gesehene gut ausmalen konnte, wußte man schon früher, allein er hatte den Fehler begangen, aus einzelnen, zum Theil geistvollen Anschauungen, die aber nach keiner Seite hin erschöpfend waren, ein vermeintliches System zu machen, und deshalb seine Gegenstände in einer falschen Perspective zu zeigen. Wenn es unzweifelhaft ein Fehler ist, die Wirklichkeit in das Prokrustesbett fertiger abstracter Regeln zu zwingen, so ist es noch viel bedenklicher, Beobachtungen, die für den einzelnen Fall ganz richtig sein können, zu verallgemeinern, ohne sich vorher eine Gesamtübersicht über das Feld, das man behandeln wollte, zu verschaffen. In dieses Mißverständniß war aber Niehl in seiner Naturgeschichte des Volks so häufig verfallen, daß man neben den treffendsten Bemerkungen auf handgreifliche Absurditäten stieß, auf Absurditäten, die man sich nur erklären konnte, wenn man sie generisch erklärte d. h. wenn man sich den individuellen Fall ins Gedächtniß rief, von dessen Anschauungen Niehl ausgegangen war.

Dieser Fehler ist in dem neuen Buch, wenn nicht ganz, doch zum großen Theil vermieden. Der Verfasser behandelt dies Mal einen beschränkten Gegenstand, den er gründlich studirt hat und der es ihm möglich macht, jede neu erfundene Regel an der Gesamtheit der einzelnen Fälle zu controliren und zu berichtigen. Wenn das Buch trotzdem keinen ganz reinen Eindruck macht, so liegt das mehr in der Form als im Inhalt.

Zunächst kehrt der Verfasser noch immer mehr als billig den Feuilletonisten heraus. Im Feuilleton einer Zeitung lesen sich diese Gedankensprünge, diese wunderlichen Ideenassociationen, diese Mischung des ernstern und des burlesken Stils ganz artig, aber im Buch verlangt man doch etwas Anderes. Es handelt sich nicht bloß um den richtigen ästhetischen Eindruck, der Fehler geht vom Stil in die Sache über, da der Witz und der Humor nicht selten den Verfasser verführt, die Gegenstände bloß als künstlerische Objecte zu betrachten d. h. aus ihnen zu machen, was sich grade für die Stimmung schickt. Er

gesteht in der Vorrede ein, es komme ihm hauptsächlich auf ein schönes Bild an, und er erinnert an Titian und Rembrandt. Bei einem belletristischen Buch wäre das in der Ordnung, der Anspruch an eine wissenschaftliche Leistung aber verträgt sich nicht mit dieser Virtuosität in den Farben.

Freilich ist jener Anspruch auf die Erfindung einer neuen Wissenschaft grade das schlimmste Indicium für die oben gerügte Subjectivität. Die angeblich neue Wissenschaft der Socialpolitik ist weder neu, noch eine Wissenschaft. Sie ist keine Wissenschaft, weil sie vorläufig noch auf einzelnen Gemälden beruht, und noch kein einziges Gesetz, keine einzige anwendbare Formel gefunden hat; eine Wissenschaft existirt aber erst dann, wenn sie ihre Resultate in klaren positiven Regeln ausdrückt, von denen man auf jeden beliebigen Fall Anwendung machen darf. Sie ist aber auch nicht neu, denn Niehl thut nur dasselbe, was alle Länderbeschreiber seit Herodot, Strabo und Pausanias gethan haben, er beschreibt und charakterisirt seinem Leser das Land, mit dem er ihn bekannt machen will, nach allen Richtungen hin: die politischen und ökonomischen Zustände, die Sitten und Gebräuche, die Trachten und Nahrungsmittel, die Kunstalterthümer und die praktischen Anstalten, kurz alles, was man auf der Reise Neues erlebt und was den Fremden interessirt. Das haben alle Reisebeschreiber seit den zwei Jahrtausenden gethan, in denen überhaupt eine Literatur existirt. Wenn Niehls Bildung tiefer und umfassender ist, als z. B. die Bildung von Nicolai und Campe, so ist das nur ein quantitativer Unterschied, kein qualitativer. Zudem verfällt er nicht selten in den Fehler jener Männer, er geht nämlich von einem vorgestellten Gesichtspunkt aus. Wenn unsere Aufklärer überall das Noth- und Hilfsbüchlein vor Augen hatten, so läßt sich Niehl von ästhetischen Gesichtspunkten leiten. So entdeckt er z. B. in der Pfalz überall Spuren des Romanismus, und wenn er einige sehr richtige Bemerkungen macht, so hegt er diesen Einsall zu Tode, er verfolgt ihn bis in die Blumentöpfe hinein. Mit Vergnügen haben wir bemerkt, daß seine Ideen über ständische Gliederung u. s. w. sich seit den letzten drei Jahren wesentlich cultivirt haben, aber er betrachtet die Landschaft doch immer noch durch eine gefärbte Brille, und seine Augen sind gut genug, um dieses Hilfsmittels entbehren zu können. Wenn er die Brille nicht auf hätte, würde er sich daran so erinnern, daß ein rothhaariges Kind, welches ein Durchreisender neben der Post bemerkt, denselben noch nicht berechtigt, in seinem Notizbüchlein die Bemerkung einzutragen: in dieser Stadt dominiren die rothen Haare. Wenn, um ein anderes Beispiel anzuführen, der Thormärter in Leipzig einen Reisenden, der in der Mütze kam, wirklich nach seinem Wanderbuch gefragt hat, so muß er in sehr gereizter Stimmung gewesen sein, denn sonst ist den Leipzigern die Mütze kein so unbekanntes Phänomen.

Diese Excurse über die hohe Bedeutung der neuen Wissenschaft könnten,

ohne dem Buch zu schaden, ruhig weggeschnitten werden, und das Ganze würde einen viel bessern Eindruck machen. Wenn der Verfasser harmlos beschreibt, ist er durchweg sehr unterhaltend. Das Familienleben der Pfälzer z. B. ist, obgleich er keine große Vorliebe für sie hat, sogar gemüthlich geschildert. Die Baulichkeiten, sowol die alten wie die neuen, treten dem Leser lebendig vors Auge, man sieht die lang hingestreckten Dörfer am Abhang oder am Ufer eines frühern Gewässers naturgemäß entstehen; man freut sich an den monumental ausgeführten Thoren und Kellerhälsen, an der Symbolik des Brots und des Weins, um die sich das ganze Leben der Pfalz bewegt; man studirt an den dialektischen Eigenthümlichkeiten unter der Leitung des Reisenden die hervorspringenden Seiten des Volkscharacters; man versinnlicht sich an dem einzelnen Beispiel den Nutzen und die Bedeutung der Volkstracht und läßt sich auch die culinarischen Studien wohl gefallen, die Bewegung der frankfurter Würste und der bairischen Knödel, wenn auch die höchste Erregungenschaft der pfälzer Küche, die Bratensauce, nur einen dürftigen Begriff von ihrer Productivität gibt.

Da wir nun die Manier des Schriftstellers getadelt haben, und doch seinem Bemühen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, die Berechtigung nicht versagen können, so sei uns erlaubt, auf einen Schriftsteller hinzuweisen, der das Ideal, welches Niehl vorschwebt, im vollsten Maß erreicht hat, und uns inösesamt als lehrreiches Vorbild dienen kann. Wir meinen Goethe, nicht Goethe den Dichter, sondern Goethe den Reisebeschreiber und den wissenschaftlichen Schriftsteller. Was seine Dichtungen betrifft, so wird das Gefühl, daß sie die höchste Bewunderung verdienen, ebenso allgemein sein als das zweite, daß man sie nicht nachahmen kann, nicht wegen der Höhe, die sie erreicht haben, sondern wegen ihrer ganz individuellen Form. Aus dem Studium Shakespeares ist in der dramatischen Dichtung vieles Bedeutende hervorgegangen, das Vorbild des Faust, des Meister, des Tasso hat nur Fragen hervorgerufen, weil Goethe, obgleich er für seine Stimmungen, Empfindungen, Gedanken, stets die objective d. h. die sachgemäße Form fand, in seinem Inhalt durchaus subjectiv war. Anders ist es in seinen prosaischen Schriften, deren Studium hoffentlich jetzt erst recht anfangen wird. Sie gehören nicht bloß zu den ersten Leistungen Deutschlands, sondern sie lassen sich auch, einzelne Wunderlichkeiten abgerechnet, für jede Gattung des Stils als Vorbild aufstellen. Der Geschichtschreiber kann aus ihnen lernen, wie man erzählt, der Philosoph, wie man einen verwickelten Gedanken deutlich machen, der Physiker, wie man ein Phänomen klar vor die Augen bringen kann. In allen diesen Gattungen ist Goethe Meister, nirgend aber in dem Grade, wie in den Reisebildern. Hier verleugnet er seine Persönlichkeit ganz, man hat es nur mit der Sache zu thun. Mit seinem wunderbaren Auge steht er

alles, was sonst nur vermittelt der Arbeitstheilung gesehn wird, er sieht alles zugleich und ist doch durch die angeborene Ordnung und Gelassenheit seines Geistes befähigt, ein reinliches, in allen Theilen unterscheidbares Gemälde zu entwerfen. Für alles was er schildern will stehn ihm die prägnantesten und doch ungesuchten Ausdrücke zu Gebot, und er läßt sich durch die Vielseitigkeit seiner Perspektiven niemals verleiten, die eine durch die andere zu verwirren. Wenn sich ihm einmal zwei Gedanken aufdrängen, die gar nichts miteinander gemein haben, so macht er mit seiner Ruhe, die ebensowol Stolz als Bescheidenheit ist, etwa folgenden Uebergang. „Und da ich nun von den frankfurter Würsten gesprochen habe, so will ich einiges über die Symbolik der gothischen Baukunst bemerken.“ Die Naivetät dieses Uebergangs scheint dem modernen Reisebeschreiber unmöglich; er sucht vermittelt der hegelschen Philosophie oder der Romantik, oder auch der Socialpolitik irgend ein tertium comparationis, wodurch die frankfurter Würste auf die gothische Baukunst bezogen werden, und verfällt so durch die Ideenassociation in eine Absurdität, nur um das Einfache und Natürliche zu vermeiden. Allmählig werden wir alle dahinter kommen, daß die Reihenfolge eines mathematischen Lehrbuchs sich für keine andere Gattung der Schrift eignet, und daß, wenn man im Einzelnen reinlich und correct beschreibt, der Uebergang von einem Gegenstand auf den andern etwas Unwesentliches ist.

In den Vorlesungen über akademisches Leben und Studium, gehalten von Professor Erdmann in Halle, (Leipzig, Geibel) zeigt sich eine auffallende Verwandtschaft mit Niehl, sowol wenn wir das Talent, als wenn wir den Charakter der beiden Männer ins Auge fassen. Wenn im Allgemeinen der hallesche Professor einen viel weniger erfreulichen Eindruck macht, so liegt das vielleicht zum Theil in der Verschiedenheit der Umgebungen, die doch immer dem Schriftsteller ein anderes Relief geben. Ueber Erdmanns literarischen Charakter konnte man sich zwar aus seinen Vorlesungen über Glauben und Wissen 1837, über den Staat 1834, so wie aus seinen psychologischen Briefen ein ziemlich vollständiges Gemälde entwerfen; aber dies Gemälde wird durch das neue Werk in manchen bedeutenden Punkten ergänzt, weil es seiner Natur nach mehr als die frühern dem Verfasser Gelegenheit gibt, mit seiner ganzen Persönlichkeit für seine Ansichten einzutreten. Gerade dieser Umstand führt bei der Besprechung des Buchs seine Bedenken mit sich. Das Verhältniß des akademischen Lehrers zu den Studirenden gehört zu den zartesten, und schließt eigentlich die Deffentlichkeit aus. Wir meinen nicht die rein theoretischen Vorlesungen, die entweder auf ein erweitertes, tiefer begründetes Compendium herauskommen, oder durch neue Forschungen und Gesichtspunkte in den Kreis der eigentlichen Literatur eintreten, sondern die eigentlichen Functionen des Lehrers, die Berührungspunkte zwischen Individualität und Individualität, deren Be-

rechtiung nur derjenige vollständig ermessen kann, der mitten darin lebt. Es kann vorkommen, daß ein Professor, der in seinem Auditorium wie in einer Familie lebt, sich zu manchen Excursen nicht bloß berechtigt, sondern berufen glaubt, die man außerhalb dieses intimen Kreises mißverstehn würde, und deren öffentliche Besprechung daher eine Indiscretion wäre. Allein dieses Recht der Privatbeziehung gibt der Lehrer auf, sobald er seine Vorlesungen drucken läßt, auch wenn er wie Professor Erdmann erklärt, er habe bei der Veröffentlichung seiner Vorlesungen hauptsächlich an seine Zuhörer gedacht.

Hier drängt sich nun zunächst eine ganze Vorlesung auf, in welcher Erdmann sein eignes Leben, seine Studien und Erfolge beschreibt. Er motivirt es dadurch, daß die encyclopädische Bildung, die er durchgemacht, ihm das Recht gibt, mehr als andere Universitätslehrer, die einen einseitigen Bildungsgang durchgemacht, grade über diesen Gegenstand seine Ideen auszusprechen. Aber man kann bei der schönen Wärme, mit der er seinen Lebenslauf betrachtet, doch den Wunsch nicht unterdrücken, dasselbe aus einem andern Munde zu hören. Noch schlimmer ist, daß er bei dieser Gelegenheit auf andere Männer eingeht, auf seine jetzigen und ehemaligen Collegen, denen er vor den Studirenden nicht in Bezug auf ihre wissenschaftlichen Ideen, sondern in Bezug auf ihren menschlichen Charakter die ärgsten Injurien sagt. Wir sind mit den Disciplinargesetzen der Universitäten nicht vertraut genug, um beurtheilen zu können, wie weit das in äußerlicher Beziehung statthast ist, schädlich ist auf alle Fälle nicht. Gewiß gibt es Streitfragen, in denen der Schriftsteller das Recht hat, auch die Person seines Gegners ins Auge zu fassen; die Versammlung der Studenten ist aber gewiß nicht das Forum, vor welchem man seine Collegen des Wortbruchs, der Feigheit, selbst der Feilheit zeihen darf; noch dazu in so burlesken Ausdrücken wie es Erdmann z. B. S. 32 und S. 154 thut. Er scheint freilich das Verhältniß zu den Studirenden anders aufzufassen, er macht aus den Höflichkeitsredensarten „meine hochzuverehrenden Herrn!“ „meine Herrn Comitonen“ u. s. w. eine Begriffsbestimmung, als ob hier von einem Verhältniß zwischen Gleichen die Rede wäre; aber eine solche Auffassung ist sowol der Wissenschaft als des akademischen Berufs unwürdig. Der Professor ist der Lehrer, der Student der Schüler, und jeder tüchtige Student wird die Versicherung, daß dem nicht so sei, mit verächtlichem Achselzucken aufnehmen; jeder tüchtige Student wird die leider nur zu häufige Neigung der Professoren, sich zu ihm herabzulassen, seine Kneipsprache zu reden, ihn mit guten oder schlechten Witz zu unterhalten, als eine Beleidigung empfinden. Man wende auch nicht ein, daß der Gegenstand das so mit sich bringt. Fichte, Schleiermacher, Schelling und andere haben über denselben Gegenstand Vorlesungen gehalten, ohne sich herabzulassen, sie haben grade dadurch, daß sie dem Problem die höchste und reinsten Idealität gaben, jene ernste und nachhaltige Begeisterung hervorgerufen,

zungsgang aufs engste zusammenhängt, mußte sich auch in der eigentlichen Kritik Luft machen. Dazu gab die Gründung der Neuen Zeitschrift für Musik, Ende 1833, Veranlassung, die mehre Jahre hindurch hauptsächlich von Schumann geschrieben wurde und über welche sich Niccius in dem genannten Aufsatz ausführlich ausgesprochen hat. Schumann hat später seine Beiträge gesammelt: sie genügen dem Bildungsgrad, den die Kritik heute erworben hat, nicht mehr ganz; die Form der Versicherung tritt zu sehr über die Begründung hervor, und in manche Probleme der Composition haben wir seit der Zeit einen tiefern Blick gethan. Aber für jene Zeit waren sie von dem größtem und im Ganzen heilsamsten Einfluß; es galt, die jungen Kräfte aufzumuntern und eine kühnere Bewegung im Reich der Tonkunst hervorzurufen, die in dem Schlandrian herkömmlicher Regeln zu versumpfen drohte.

Schumanns Leben erhielt einen tiefern Inhalt durch die allmählig aufsteigende Liebe zu der Tochter seines Lehrers, Clara Wieck (geb. 1820), von der sich schon 1836 in seinen Briefen ziemlich starke Spuren zeigen, und die nach vielen Kämpfen 1840 zu einer glücklichen Ehe führte, wenn auch durch sie der Schatten seines Verhängnisses mit über die edle Frau gebreitet wurde. Gleichzeitig übte Mendelssohn einen großen und heilsamen Einfluß auf ihn aus, und so beginnt jetzt die Blüte seiner Tondichtung, die in „Paradies und Peri“ und in der Bdur-Symphonie ihre Höhe erreichte. Was auch an dieser zu wünschen übrig bleibt, hat der Verfasser S. 189 ff. angedeutet. Schumann, der durchweg vom Piano forte ausgeht, hat sich seine eigne, ihm ausschließlich angehörige Claviertechnik gebildet. Sie zeigt sich nicht allein in dem von ihm zur Anwendung gebrachten Figurenwesen, sondern ebenso in dem Gebrauch der weiten Accordlagen und dem Ueber- und Durcheinander der Hände. Das melodische Element findet sich anfangs sehr spärlich und embryonisch, erst nach und nach entwickelt es sich zu festeren Gestaltungen von charakteristischem Gepräge. Ungleich hervorstechender zeigen sich von Hause aus die harmonischen und rhythmischen Elemente, aber den harmonischen Combinationen fehlt öfters die organische Entfaltung, das eng und unzertrennlich Gesponnene folgerechter Modulation, wofür sprunghafte, unvermittelte und stechende, wenn auch oft interessante Accordverbindungen Platz greifen, den rhythmischen dagegen mangelt zuweilen klare, plastische Gestaltung. Die letzteren in ihren mannigfachen, seltsamen, den letzten beethovenschen Werken entlehnten Berrückungen und Beschränkungen machen ein höchst eigenthümliches Moment bei Schumanns Musik aus, und bringen eine aparte, ganz seinem Wesen entsprechende und verschwimmende, oft reizvolle Bewegung hervor, aber sie verleiten ihn auch nicht selten zur Monotonie, so daß seiner Musik zuweilen die körperhafte Consistenz fehlt. Selten findet man bei ihm — am wenigsten in seinen Erstlingswerken — strenge thematische Arbeit, d. h. Schumann zerlegt seine Motive nicht weiter, um wieder aufzubauen, zu

erweitern, zu steigern, bis endlich die vielfältigen, zur Bildung des Ganzen erforderlichen Combinationen gewonnen sind, sondern er läßt meist den Grundgedanken in seiner ursprünglichen Gestalt, in verschiedenen modulatorischen Positionen kreislaufartig wiederkehren, ihn gleichsam durch mannigfache Regionen führend. Auch in seinen wunderbar süßen Liedern zeigt sich öfters ein plötzlicher, die Stimme erschöpfender und erlahmender Wechsel ganzer, bald hoch, bald tief liegender Perioden. Dazu gesellt sich noch eine, ohne Rücksicht auf die gewählte Stimmenlage vorherrschend zur Anwendung gebrachte, aber grade bei der konsonantenreichen deutschen Sprache zur größten Vorsicht auffordernde syllabische Textbehandlung, die dem Sänger in vielen Fällen die Möglichkeit freier Tonbildung, und was damit zusammenhängt, schöner gesanglicher Darstellung wesentlich erschwert.

Dem Verfasser in seinen weitem Auseinandersetzungen zu folgen, verbietet uns für dies Mal der Raum. Es kam uns darauf an, unsre Leser frühzeitig auf das mit Liebe, Sorgfalt und großem Fleiß ausgeführte Werk aufmerksam zu machen; wir behalten uns später vor, über Schumann und seine Beziehung zu den allgemeinen Culturverhältnissen der Zeit und zur Geschichte der Musik tiefer eingehende Mittheilungen zu veröffentlichen.

Der Seekrieg in der Gegenwart.

Der Zweck des nachstehenden Aufsatzes ist ein Ueberblick über die Theorie des modernen Seekrieges, und in der Hauptsache die Nachweisung, welche Stellung augenblicklich die verschiedenen Schiffsklassen, Drei- und Zweidecker, Fregatte, Corvette u. s. w. in Hinsicht auf ihre Verwendung zueinander einnehmen, und wie weit diese Stellung seit der Anwendung der bewegenden Kraft des Dampfes in der Kriegsmarine eine andere geworden ist.

Was im Wesentlichen die Umrisse der Kriegführung zur See, im Vergleich mit denen des Landkrieges verändert, ist die Verückung und Verallgemeinerung des Begriffs Kriegstheater in jener, neben der strengen Begrenzung desselben in dieser. Das Kriegstheater des Seekrieges ist ein allgemeines, es ist die Gesammtheit der Meere, aus welcher nur die wenigen ausgeschlossen werden können, deren Schlüssel sich in den Händen einer Macht befindet, wie z. B. ausschließlich das Marmarameer. Dagegen breitet sich ein Landkrieg, auch der größte und mit den massenhaftesten Streitmitteln geführte, über eine verhältnißmäßig enge räumliche Sphäre aus. Es gibt nur wenige europäische Landmächte, die auf ihren Grenzen nicht ebenso viele Kriegstheater aufzuweisen haben,